

III. Methodologische Suchbewegung

1. Vorüberlegungen

In den folgenden Kapiteln werden an die theoretischen Überlegungen anknüpfend methodologische Reflexionsräume erkundet. Diese stellen eine Suchbewegung dar, das empirische Datenmaterial – welches sich vornehmlich aus Interviews speist – aus einer machtkritischen, selbstreflexiven und performativen Perspektive auszuleuchten. Dazu werfe ich zunächst einen Blick auf die aus den theoretischen Vorannahmen für die Empirie resultierenden Konsequenzen, um die Kluft zwischen Theorie und Empirie zu diskutieren. Die vielfach benannten Forderungen, »sich nicht im Einzelschicksal zu verlieren«, machen die Sorge deutlich, dass dies zu Lasten der Analyse sozialer und gesellschaftlicher Strukturen gehen könnte. Ich werde diskutieren, warum ich hingegen die Frage nach der *Repräsentation* als bedeutender für mein Forschungsvorhaben erachte (vgl. Kapitel III. 1.1). Dazu werde ich in einem nächsten Schritt auf die Krise der Repräsentation in der Ethnologie und die daraus resultierende *Writing-Culture*-Debatte Bezug nehmen (vgl. Kapitel III. 1.2). Mit der kritisch-reflexiven Basis nähere ich mich den unscharfen Graubereichen und feinen Abstufungen von (selbst-)reflexiven, methoden- und machtkritischen, emotionalen sowie performativen Ansätzen an. Es geht mir nicht darum, ein Instrumentarium darzulegen und einen methodischen Handwerkskoffer zu präsentieren, mit dem ich mein empirisches Material bearbeitet habe, sondern die migrationsforschungskritischen Annahmen als Basis der Methodologie zu betrachten und meine reflexive Suchbewegung transparent zu machen.

Aus einer ethnografisch fundierten Fachdisziplin kommend, stellt sich die Frage, ob Interviews als Erhebungsmethode überhaupt ausreichend sind, um subjektive Lebensrealitäten annähernd beschreiben zu können. Grundsätzlich genießen Interviews in der qualitativen Sozialforschung hohe Popularität, was mitunter damit zusammenhängen mag, dass sie im Vergleich zur ethnografischen teilnehmenden Beobachtung eine zielgerichtete Erfassbarkeit ermöglichen – gleichzeitig bieten Interviews auch Einsicht in sonst geschlossene Praxisbereiche und nicht beobachtbare biografische Dimensionen (vgl. Deppermann 2013: Abs. [3]). Ich plädiere dafür, die Frage danach, ob eine Erhebungsmethode als »ausreichend« betrachtet werden kann, anders zu stellen. Vielmehr geht es darum, anzuerkennen, welche Grenzen der Erkenntnis jede Methode mit sich

bringt. Da jede Disziplin ihre eigenen Limitierungen und damit einhergehenden Unsichtbarkeiten mit sich bringt, plädiere ich für ein interdisziplinäres methodisches Vorgehen. Ich beziehe mich in meinen Überlegungen dabei auf Diskursstränge, die sich immer wieder verschränken werden. Dabei begreife ich eine Interviewsituation nicht als eine vom ethnografischen Herangehen losgelöste Methode.¹ Denn: »Geschichten werden in Situationen erzählt, aber Situationen haben auch ihre Geschichte(n)« (Dausien/Kelle 2005: 209). Die Erzählungen meiner Interviewpartner:innen sind als biografische Erfahrungsaufschichtung zu erfassen und unterliegen gleichwohl einer interaktiven Herstellung (vgl. Köttig 2018: 526). Es geht um den Vollzug einer (biografischen) Kommunikationspraxis sowie die »konstruktivistische Basisannahme, dass man eine ›Biographie‹ [...] nicht einfach ›hat‹, sondern sie immer erst interaktiv ›herstellt‹« (Dausien/Kelle 2005: 207). Im Folgenden werden sich aus diesem Grund soziologische Perspektiven über (biografisch-)narrative Interviews (Kapitel III. 2.1) mit ethnografischen Ansätzen und performativen Theorien ergänzend kommentieren: In der Analyse soll insbesondere die Interaktion, der interaktive Moment, in den Fokus rücken und ich werde mich dem ethnografischen Potenzial einer Interviewsituation widmen, welches es ermöglicht, die Performativität der Gesprächsdynamik zu erfassen (Kapitel III. 2.2.). Daran anknüpfend reflektiere ich, was jenseits methodologischer Kontrolle als beeinflussend und prägend in jeder Interaktionssituation in den Gesprächen mitschwingt und in den performativen Spiel- und Zwischenräumen zum Ausdruck kommen kann (Kapitel III. 2.3). Um die Performativität eines Interviews freilegen zu können, schlage ich zwei sich ergänzende Ansätze vor: Eine postkolonial informierte Perspektive kann hier als analytische Stütze dienen (Kapitel III. 3.1). Die *Performative Social Science* bereitet den methodischen Boden, performative Sinndimensionen evokativ zu verarbeiten (Kapitel III. 3.2). In einem letzten Punkt reflektiere ich unter forschungsethischen Gesichtspunkten mein Untersuchungsfeld, den Zugang zu meinen Daten sowie meinen Gesprächspartner:innen und den Umgang mit dem erhobenen Material (Kapitel III. 4).

1.1. Über die Kluft zwischen Theorie und Empirie

In der theoretischen Spurenlegung habe ich aufgezeigt, dass es sich um ein polarisierendes Feld handelt, welches aus verschiedenen Perspektiven unterschiedlich vereinnahmt wird. Die häufig beklagte Kluft zwischen Theorie und Empirie (vgl. Bojadžijev 2011: 140) trägt dazu bei, theoretische Diskursfelder im Theorieteil von der Ergebnisrepräsentation abzusondern. Meine theoretische Spurenlegung soll dazu dienen, den methodologischen Nationalismus der Migrationsforschung zu entlarven und nationalstaatszentriertes Denken zu irritieren sowie seine hegemonialen Konstruktionsmechanismen in den Blick zu rücken. Dem nun eine empirische Forschung folgen zu lassen, die Erfahrungen der Menschen ohne Aufenthaltsstatus mit einseitigen Typisierungen und daraus hervorgehenden Deutungshoheiten zu überstülpen, würde das Ziel dieser Arbeit verfehlen. Migrationsforschungskritische Perspektiven sollten nicht in der Theorie abgekapselt behandelt werden, im Gegenteil, sie *sind* gleichzeitig die Methode.

1 Die Verschränkung von Ethnografie und mit narrativen Interviews arbeitender Biografieforschung diskutieren unter anderem Dausien und Kelle (2005), Köttig (2017) und Pape (2017).

Daher möchte ich die Frage, welche methodologischen Implikationen sich aus einer sich als kritisch verstehenden Migrationsforschung für das empirische Vorgehen ableiten lassen, voranstellen. Andrea Ploder (2013) legt unterschiedliche Dimensionen kritischer Migrationsforschung dar und reflektiert, wie diese methodologisch umgesetzt werden können. Sie trennt dabei zunächst zwischen einer Gesellschaftskritik, Wissenschaftskritik, Forschungskritik, Interdependenzkritik sowie der politischen Aktion, wobei diese Abgrenzungen nicht trennscharf gedacht werden können. Dabei geht es beispielsweise im Rahmen der Forschungskritik darum, diskursive Zuschreibungen zu hinterfragen und Essenzialisierungen entgegenzuwirken. Eine interdependenz-, wissenschafts- und gesellschaftskritische Haltung impliziert, die Wirkmächtigkeit von Migrationsforschung anzuerkennen, denn eine solche Forschung kann zu Legitimierungszwecken für migrationspolitische Diskurse herangezogen werden. Sozialwissenschaftliche Migrationsforschung muss sich demnach mit dem Vorwurf auseinandersetzen, einen Anteil an einseitigen Fremdbildern zu tragen. Dadurch gewinnt die Frage nach der *Repräsentation* deutlich an Brisanz. Ploder plädiert dafür, politische wie auch soziale Rahmenbedingungen sowohl zu thematisieren als auch zu hinterfragen, um kritische Migrationsforschung als politische Aktion zu begreifen (vgl. Ploder 2013: 141-143).

Der Frage der Repräsentation nachspürend, habe ich mir die Forderungen von Vertreter:innen der kritischen Migrationsforschung angesehen. Insbesondere das Einnehmen der Perspektive der Migration (vgl. Kapitel II. 1.2.2) wird betont. So formuliert Holger Wilcke (2018: 30), der sich auf diese Denkrichtung bezieht: »Dies heißt zunächst nicht über Transmigrant*innen oder Illegalisierte zu schreiben, sondern vielmehr aus ihrer Perspektive.« Und er ergänzt: »Zugleich darf diese Perspektive nicht missverstanden werden als eine nur individualistische, auf einzelne Einzelschicksale und Behauptungsstrategien reduzierte.« Die Argumentationslinie tritt immer wieder zum Vorschein: »Der Migration ihr »subjektives Gesicht« zurück zu geben, heißt weder von individuellen Schicksalen zu sprechen, noch – in einer emphatischen Überhöhung – subjektive Praxis von MigrantInnen zu einem beständigen Garanten für Subversion zu erklären« (Bojadžijev/Karakayalı 2007: 206). Es gehe insofern nicht darum, »das Mikrophon allein auf den ungefilterten O-Ton der Akteure des Grenzübertritts zu richten« (Tsianos/Hess 2010: 245), vielmehr sollen die Bewegung der Migration und ihre Strukturen theoretisiert werden (vgl. Tsianos/Hess 2010: 245). Auch Paul Mecheril und et al. (2013: 18) bemerken kritisch: »Der Anspruch, Migrationsverhältnisse gewissermaßen aus Sicht der Subjekte zur Geltung zu bringen, produziert und reproduziert die Verhältnisse, die die Subjekte und mit Ein- und Ausgrenzungen einhergehende Vorstellungen natio-ethno-kultureller (Nicht-)Zugehörigkeit hervorbringen.«

Womöglich spiegelt der Anspruch der Forschenden, sich nicht im Einzelschicksal zu verlieren, auch die politische Positionierung wider, welche in die kritische Haltung eingeschrieben ist. Damit tritt die Sorge zum Vorschein, »im Konkreten meist keine Übereinstimmung mit der abstrakten Figur« zu finden, weil »der Lebensalltag von MigrantInnen [...] komplizierter [ist,] als das Bild von ihnen es gerne hätte« (Bojadžijev 2011: 140). So führt Wilcke (2018: 30) seine Gedanken weiter aus: »Entscheidender ist es, Transmigrant*innen und Illegalisierten als *aktiv handelnde* Subjekte und Migration als sozialen Prozess zu verstehen, was den Blick auf Bewegungen und entstandene Sozialräume lenkt und dadurch eine eigene und neue Betrachtungsweise hervorbringt«

(eigene Herv.). In den Forderungen werden normativ-politische Strukturen sichtbar, welche das (empirische) Forschen in einem solchen Diskursfeld durchdringen. Illegalisierte dürfen nicht als das handlungsohnmächtige ›Objekt‹ auf der affektiven Folie des von Heidrun Frieze beschriebenen ›Opfers‹ reduziert werden. »Emotion und Betroffenheit verweben den populistischen, den post-humanitären mit dem kritischen Diskurs, ihren Signifikationsprozessen und ihren Bilderwelten. Die Konstitution dieser Subjektivitäten, die sich narzisstisch auf sich selbst beziehen und von diesem Bezug leben, sind Teil der Subjektivierung des Politischen« (Frieze 2017: 69). Frieze spricht hier einen wichtigen Punkt an, wenn es um empirische, qualitativ angelegte Forschungen geht, denn so wird die eigene Emotion und Betroffenheit der Forschenden weitaus stärker herausgefordert und diese birgt immer auch narzisstische Züge, welche einer Struktur von Helfenden–Hilfsbedürftigen und damit einer Viktimisierung oder Idealisierung Vorschub leisten könnte. Sich nicht ›im Einzelschicksal verlieren‹ zu dürfen, deutet demnach die Sorge an, Migration würde so auf individuelle Lebensentwürfe reduziert und die gesellschaftlichen Strukturen würden aus dem Blick geraten. So hat auch Ruben Andersson (2014: 11) selbstkritisch reflektiert: »I soon saw that my research hinged upon a helplessly romantic fascination with the unfortunate African traveler.« Die eigene Betroffenheit kann also zur Stabilisierung eines Bilds beitragen, welches im kritischen Diskurs eigentlich bekämpft werden soll. In den hier zitierten Aussagen spiegelt sich einerseits der Grundgedanke, weder zu kriminalisieren, zu viktimisieren noch zu romantisieren, und andererseits die Suche nach einem Zugang, der eben nicht das ›Einzelschicksal‹ in den Fokus rückt, sondern die soziale Struktur offenbart, aber dennoch der Migration ein ›subjektives Gesicht‹ verleiht und aus ›ihrer Perspektive‹ forscht. In den skizzierten Forderungen deutet sich meines Erachtens ein Widerspruch an, wenn die Analyse der Struktur auf Kosten der Fokussierung auf das ›Einzelschicksal‹ betont wird und zeitgleich ein ›subjektives Gesicht‹ verliehen bekommen soll. Ich halte es für wenig sinnvoll, das Einzelschicksal gegen die Struktur auszuspielen. Oder anders formuliert: Nicht die Frage von Struktur versus singuläre Lebensgeschichte sollte im Vordergrund stehen, sondern die Frage der Repräsentationsmechanismen.

Während in der theoretischen Spurenlegung migrationsforschungskritische Ansätze und Perspektiven leitend sind, soll in der methodologischen Suchbewegung eine *reflexive* Haltung betont sein, welche im Sinne Manuel Dietrichs und Boris Nieswands (2020: 147) eine kritische Forschungsperspektive ausdifferenziert:

Reflexive Selbstrelativierung entfaltet ihre Produktivität dadurch, dass sie den Möglichkeitsraum potentiell einnehmbarer Perspektiven auf einen Gegenstand vergrößert. Während man – etwas vereinfachend – den Aufschwung der kritischen Migrationsforschung als Reaktion auf die politischen Debatten um das europäische Grenzregime und der damit verbundenen Entstehung sozialer Bewegungen verstehen kann, reagiert Reflexivität auf die Pluralisierung von Ansätzen innerhalb der Migrationsforschung und das dadurch erhöhte Kontingenzbewusstsein.

Reflexivität meint hier eine konsequente Selbstbeobachtung und die Möglichkeit einer Fokusverschiebung hin zu der Beziehungsgestaltung zwischen Forschenden und ›Beforschten‹ sowie einer damit einhergehenden Reflexion erkenntnisleitender Annahmen und auch der erkenntnisgestaltenden Eigenschaften des Forschungsfelds

(vgl. Dietrich/Nieswand 2020: 147). Dieser reflexiven Perspektive folgend zeige ich auf, warum die Fokussierung auf die Erzählungen höchst individueller Lebensgeschichten und deren fragmentierten Aushandlungsprozesse nicht nur von wissenschaftlicher Relevanz, sondern auch notwendige Konsequenz einer sich als kritisch wie reflexiv verstehenden Migrationsforschung sein kann. Mit Andersson (2014: 13) möchte ich darauf verweisen, meine eigene Faszination für illegalisierte Migrant:innen nicht unhinterfragt als den Antrieb dieser Arbeit hinzunehmen, sondern diese zum Ausgangspunkt der Analyse zu machen und dadurch ethnografisch-empirisch einen neuen Blickwinkel zu eröffnen, welcher die dominante normativ-politische Struktur, die ihr inhärente (Un-)Sichtbarkeitsachse genauso mitdenkt wie auch mein eigenes Eingeschriebensein in dieselbige. Eine migrationsforschungskritische Perspektive soll so durch eine »reflexive Selbstrelativierung« (Dietrichs/Nieswands 2020: 147) erweitert werden. Die Frage nach der Repräsentation verschiebt den Fokus auf die Verstrickungen und Interdependenzen von Strukturen und subjektivem Erleben: Wie *repräsentiere* ich die von mir geführten Gespräche? Welche politisch-normativen Strukturen wirken in diese hinein und welche selektiven (Un-)Sichtbarkeiten werden durch Repräsentation(en) erneut stabilisiert oder reproduziert?

Um mich dem Thema der Repräsentation zunächst aus zweiter Ordnung anzunähern, werde ich auf die *Writing-Culture*-Debatte zurückgreifen und die im Zuge der Krise der Repräsentation und unter dem Einfluss postkolonialer Theorien aufgeworfenen Fragestellungen aufzeigen, um eine kritisch-reflexive Basis für meine daran anknüpfenden Überlegungen zu legen.

1.2. Über die Macht der Repräsentation und zum Prozess des Schreibens

Die Postmoderne Anthropologie ersetzt die visuelle Metapher von der Welt als dem, was wir sehen, durch eine verbale Metapher, in der Wort und Welt sich wechselseitig verflechten, so zwar, daß weder der Welt noch dem Wort die Priorität des Ursprungs oder die ontische Dominanz zukommt. (Tyler 1991: 163)

Die Krise der Repräsentation, angestoßen durch die Schriften postkolonialer Theorien, löste eine Debatte über *Ethno-Graphie*, im Sinne einer distanzierten und objektivierten Produktion eines Bilds über »die anderen« aus, welches auch im Begriff *Othering* zum Ausdruck kommt. Spätestens nach der Veröffentlichung der Tagebücher Malinowskis gerieten zudem die persönliche Haltung, die Gefühle und Gedanken der ethnografisch Forschenden in den Blick: »Über andere zu reden, heißt über sich selbst zu reden. Die Konstruktion des Anderen ist zugleich die Konstruktion des Selbst« (Berg/Fuchs 1999: 11). Zudem wurde die Verstrickung des Fachs in globale Dominanzstrukturen zunehmend reflektiert. Jedes Sprechen *über* andere ist auch ein Sprechen *für* andere, was die Frage aufwirft, ob sich überhaupt wissen lässt, dass das Gesagte oder Geschriebene über andere Lebensformen tatsächlich so ist – all das kam in jener erbittert geführten Debatte zum Ausdruck (vgl. Berg/Fuchs 1999: 13; 67; Geertz 1990: 73; Schiffauer 2002: 231; Habermeyer 1996: 147). Sie löste regelrecht eine »erkenntnistheoretische« Hypochondrie« (Geertz 1990: 73) und daran anschließend eine »moralische Hypochondrie« (Geimer 2011: 310) einer ganzen Fachdisziplin aus.

Die Kluft zwischen einer Auseinandersetzung mit anderen dort, wo sie sind, und ihrer Wiedergabe dort, wo sie nicht sind, die immer gewaltig war, aber nicht viel Beachtung fand, ist plötzlich in aller Klarheit sichtbar geworden. (Geertz 1990: 128)

Ethnografien, die den Anspruch erheben, die Gesamtheit einer Gesellschaft oder Kultur darzulegen, verschwinden im Genre des ethnografischen Realismus hinter dem Text und mit ihnen die Individuen (vgl. Marcus/Cushman 1982; Habermeyer 1996: 152–155²; Berg/Fuchs 1999: 34–38³). Klassische ethnografische Monografien sind demnach keine Abbildungen von Realität, da die textuelle Verschriftlichung und die auktoriale Erzählhaltung vom »unsichtbaren, aber mächtigen Gestaltungswillen des Ethnographen« (Habermeyer 1996: 160) gelenkt werden. Der Dialog zwischen Forschenden und Gesprächspartner:innen tritt in den Hintergrund zugunsten der hermeneutischen Analyse einer ganzen Gesellschaft durch einen einzigen Menschen, eine:n Wissenschaftler:in. Diese Erkenntnis erzwang die Anwesenheit der Autor:innen in den Text (vgl. Habermeyer 1996: 152). Die zunehmende Selbstreflexivität ethnografischer Texte wurde zum Teil jedoch auch als »a sign of crisis rather than health in the discipline« (Marcus/Cushman 1982: 62) betrachtet.

Die interpretative und kritische Anthropologie der 1970er Jahre machte es sich zum Ziel, nicht die Erklärung über die »anderen« voranzustellen, sondern sie in ihrem Handeln ernst zu nehmen. Dem Verstehen wurde gegenüber dem Erklären Vorrang gegeben. Jedoch sollte auch die Hinwendung zur Hermeneutik das Problem der Repräsentationsmacht nicht lösen (vgl. Schiffauer 2002: 236f.). Die *Writing-Culture*-Debatte, die in einem Sammelband von James Clifford und George Marcus (1986) ihren Höhepunkt fand, kann als große Verunsicherung gelesen werden, so wurden nicht nur die Methode der teilnehmenden Beobachtung (»a relatively undisciplined activity« (Marcus/Cushman 1982: 27)) und das Medium (klassischerweise die Monografie), sondern auch der Untersuchungsgegenstand (in der Regel die »anderen«) sowie die Intention (zu erklären) radikal hinterfragt (vgl. James/Hockey/Dawson 1997: 2).

The ethnographer is absorbed in writing – taking dictation? fleshing out an interpretation? recording an important observation? dashing off a poem? (Clifford 1986: 1)

Es sind Überlegungen wie diese, die James Clifford zu einer 1963 aufgenommenen Schwarz-Weiß-Fotografie von Stephen Tyler während seiner Feldforschung in Indien voranstellt, um den Prozess des Schreibens in der Ethnografie zu hinterfragen, jedoch ohne ihn grundlegend zu problematisieren: Die Grenzen zwischen literarischen, kunstvollen und wissenschaftlichen Texten sind zunehmend unscharf. Jede Ethnografie ist

- 2 Beispielhaft skizziert Habermeyer dies anhand Clifford Geertz' berühmter Beschreibung des balinesischen Hahnenkampfs (vgl. Geertz 1987): In dieser gibt es nur zwei Menschen, die als konkrete Personen benannt werden – Geertz und seine Frau. Über die Menschen auf Bali wird ausschließlich in der dritten Person Plural gesprochen. Der Dialog als wesentliche Quelle des Wissens verschwindet hinter dem Universalitätsanspruch des Ethnografen (vgl. Habermeyer 1996: 154f.).
- 3 Kennzeichnend für Malinowskis Repräsentationsmodell ist unter anderem der methodische Holismus, also die Betrachtung der untersuchten Gemeinschaft als in sich abgeschlossene Wirklichkeit sowie die Reduktion sozialer Phänomene auf deterministische und funktionalistische Erklärungsansätze.

immer in Form von Worten konstruiert und somit auch immer eine *Erfindung* des:der Schreibenden (vgl. Clifford 1986: 2; Habermeyer 1996: 160). Ethnografien sind Interpretationen und zwar solche zweiter und dritter Ordnung, sie sind »etwas Gemachtes [...], etwas Hergestelltes« (Geertz 1987: 23), was jedoch laut Clifford Geertz nicht bedeute, dass sie deswegen falsch wären oder gar einer künstlichen Gelehrsamkeit entspringen würden anstatt gesellschaftlicher ›Wirklichkeit‹ (vgl. Geertz 1987: 24.). Clifford (1986: 7) betont, dass es sich lediglich um partielle ›Wahrheiten‹ handele – »Ethnographien vermitteln ›Teilwahrheiten‹« (Berg/Fuchs 1999: 83). Dem ›autoritären‹ Monolog stellt er eine polyphone Dezentrierung, eine Fragmentierung von Texten gegenüber (vgl. Berg/Fuchs 1999: 87).

It soon becomes apparent that there is no ›complete‹ corpus of First-Time knowledge, that no one – least of all the visiting ethnographer – can know this lore except through an open-ended series of contingent, power-laden encounters. (Clifford 1986: 8)

Auch Stephen Tyler (1991: 194) appelliert an die Verabschiedung der Ethnografie als eine realistische Widerspiegelungstheorie und bereitet den Weg für eine postmoderne Ethnografie, die eben nicht repräsentiert, sondern »die Phantasie einer möglichen lebensweltlichen Wirklichkeit evozieren will«. Dabei rückt die performative, dialogische und kollaborative Kontextualisierung in den Vordergrund, welche die Konvention des:der einen beobachtenden Forschenden radikal infrage stellt. Ethnografien seien ein kooperatives Geschichtenerzählen und es müsse anerkannt werden, dass ethnografische Texte »immer unvollständig [sind]. Sie können nicht gleichzeitig sagen, was sie sagen und sagen, wie sie zu interpretieren sind, sie können nur schweigend auf ein Anderes verweisen« (ebd.: 182). Tyler knüpft damit an Cliffords Überlegungen an, indem er zwar nicht von einer partiellen ›Wahrheit‹, jedoch von ihrer grundsätzlichen Fragmentiertheit spricht, die postmoderne Ethnografie hervorrufen kann, oder in seinen Worten ausgedrückt: »Die postmoderne Ethnographie ist die Phantasiewirklichkeit einer Wirklichkeitsphantasie, die im Leser wie im Schreiber gleichzeitig die Ahnung einer möglichen Welt zu evozieren sucht« (ebd.: 202). Mit seiner Überlegung, das Unternehmen der Repräsentation komplett zu verwerfen und auf die nicht steuerbare Evokation bei den Lesenden zu setzen, gilt Tyler als konsequentester und exzentrischster unter den Ethnolog:innen seiner Zeit (vgl. Berg/Fuchs 1999: 89). Die teils philosophischen sowie semiotisch-philologisch geprägten Analysen Tylers verweisen insbesondere auf die Kritik, auf das, was Ethnografie nicht sein sollte, und verweigern schlussendlich methodologische Konkretisierung oder gar Implikationen: »Es kann übrigens keinesfalls darum gehen, festzulegen, wie eine postmoderne Ethnographie zu schaffen wäre und in welcher Form. Jeder Versuch wird unvollständig sein, wird scheitern, [...]« (Tyler 1991: 205).

Die Fokusverschiebung von Ethnografie als Widerspiegelung von ›Wirklichkeit‹ hin zu der verschriftlichten Konstruktion eine:r Autor:in warf vielerlei Fragen über fragmentierte ›Wahrheiten‹ auf, die Verflechtung von Text und ›Wirklichkeit‹, die Grenze zwischen Wissenschaft und Literatur und ganz grundlegend die Frage nach der Daseinsberechtigung von ethnografischem Schreiben (vgl. Marcus/Cushman 1982; Clifford/Marcus 1986; Marcus/Fischer 1986; Geertz 1990, 1987; Tyler 1991; Berg/Fuchs 1999). Eberhard Berg und Martin Fuchs (1999: 15) stellen eine »ironische Verschiebung« im ethnografischen Vorgehen fest, denn so wird die Repräsentation nun vielmehr als ein

prozesshafter, kontingenter Vorgang betrachtet und der Erkenntnisprozess selbst wird verstärkt als soziales Phänomen untersucht, sozusagen als eine Ethnografie der ethnografischen Methodologie (vgl. Berg/Fuchs 1999: 14f.). Bezüglich der textuellen Repräsentationsmacht kritisieren sie jedoch, dass keine der experimentellen ethnografischen Darstellungsformen für sich in Anspruch nehmen kann, die Repräsentation grundlegend verändert zu haben (vgl. ebd.: 88).

Um die *Writing-Culture*-Debatte ist es mittlerweile deutlich ruhiger geworden, was, so Werner Schifffauer (2002: 232) kritisch, »nicht wenige Kollegen [...] erleichtert zur Kenntnis nehmen«. Es sind jedoch diese bereits vor Jahrzehnten angeheizten Debatten, die sich bei der Frage nach empirischen Zugängen und methodologischen Überlegungen in unterschiedlicher Ausprägung und Abstufung in neueren Ansätzen widerspiegeln. Dennoch diagnostizieren Carolina Alonso Bejarano und et al. (2019: 3) in ihrer Studie eine nach wie vor vorherrschende »colonial anthropology«, trotz der Einflüsse postkolonialer Theorien und trotz der *Writing-Culture*-Debatte: »[D]ominant anthropology remains eurocentric.« Auch aus diesem Grund ist es wichtig, die vor Jahrzehnten geführten Diskussionen immer wieder aufzuwärmen und erneut an die Disziplin heranzutragen. Mein Anliegen ist es, eine kritisch reflektierende Basis zu legen – auch, weil neuere Ansätze häufig versäumen, aufzuzeigen, dass Fragestellungen dieser Art gar nicht so besonders neu sind, sondern auf bereits ausgetretene Pfade rekurren. Es hat zudem einen zentralen Grund, immer wieder dieselben Fragen an eine Fachdisziplin heranzutragen, die mit einem ethischen Anspruch einer migrationsforschungskritischen Perspektive einhergehen – die Verschriftlichung von migrantischer Lebensrealität ist ein machtvoller Prozess, den es aufzuzeigen und zu reflektieren gilt, immer auf der Suche nach einem methodologischen Weg, nicht den kolonialen Fußstapfen zu folgen (vgl. Alonso Bejarano et al. 2019: 6). Es ergibt sich ein Spannungsfeld, welches ich abschließend mit den Worten Cliffords (1986: 26) konturieren möchte:

Ethnography is hybrid textual activity: it traverses genres and disciplines. The essays in this volume do not claim ethnography is ›only literature.‹ They do insist it is always writing.

Dieses Spannungsfeld des ›Mehr-als-Literatur-Seins‹ und gleichzeitig immer eine verschriftlichte Konstruktion oder Erfindung zu sein, eröffnet einen diskursiven Raum, der sich vermutlich nie ganz erfassen lässt, welcher aber dennoch den Lesenden in all seiner Brüchigkeit dargelegt werden sollte. So kann der machtvolle Prozess der Niederschrift und der Repräsentation zwar nicht komplett umgangen werden, aber es wird zumindest transparent, wie das methodische Vorgehen gerahmt wird und welche Überlegungen vor und während der empirischen Datenerhebung sowie beim anschließenden Schreiben darüber Einfluss genommen haben. Oder um mit Utz Jeggale (1984: 112) zu sprechen:

Die Überprüfbarkeit ist im Feld nicht durch die Normierung der Werkzeuge möglich, denn diese würde die Vielfalt des Feldes, [...] die Fähigkeit für Überraschungen einschränken, statt dessen [sic.] ist eine detaillierte Beschreibung der Werkzeuge und des Umgangs mit ihnen notwendig, [...]. Da aber das Subjekt selbst, seine Sinne und seine

Intuition, wichtige Werkzeuge der Feldforschung sind, ist es unumgänglich, daß dieses Subjekt selbst sich verstärkt thematisiert und kontrolliert.

Um die »Akte des Erkennens« (ebd.) offenzulegen, werde ich das Abwägen unterschiedlicher methodischer Perspektiven oder Werkzeuge darlegen, um mein stetiges methodologisches Vorantasten, Verwerfen, Aneignen und Abgrenzen im Prozess der Entstehung meiner Erkenntnisse transparent zu machen. Das Zusammenspiel dieser Werkzeuge bringt erst die Repräsentation der Ergebnisse hervor. Die von mir vorgenommene Konstruktion erhebt weder den Anspruch, die ›Wirklichkeit‹ widerzuspiegeln, noch behauptet sie, allein meiner Fantasie zu entspringen. Es sind ›Teilwahrheiten‹, die aus gesellschaftlichen Realitäten herrühren und sowohl analytisch als auch mit literarisch-evokativen Stilmitteln dargelegt werden können. Die Werkzeuge, mit der diese geformt und konstruiert werden, sollen im Folgenden beschrieben werden.

Denn der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld verschleiert die Tatsache, daß der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, besteht, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiß und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren. (Bourdieu 1997a: 781)

2. Das Interview als performativer Deutungsraum

Um die Prozesshaftigkeit meiner methodologischen Grundannahmen transparent zu machen, werde ich zunächst dort anknüpfen, wo meine eigenen methodischen Vorbereitungen begonnen haben. In der Planung für das erste Interview orientierte ich mich an der Form der narrativen Interviewführung nach Fritz Schütze (1983; 2016) beziehungsweise dem biografisch-narrativen Interview nach Gabriele Rosenthal (1995; 2015), da es mir zunächst um eine möglichst detaillierte lebensgeschichtliche Erzählung im Hinblick auf den Verlust eines Aufenthaltsstatus ging. Sowohl Schütze als auch Rosenthal verweisen auf detaillierte methodologische Vorannahmen und davon abgeleitete Handlungsimplicationen – sowohl was die Interviewführung als auch deren Auswertung betrifft. Doch gerade die strengen Vorgaben griffen für meine Gespräche nicht immer und führten zu nicht geplanten Gesprächsdynamiken, die sicher weit davon entfernt sind, den formalen Kriterien des (biografisch)-narrativen Interviews zu entsprechen. Im Folgenden möchte ich dennoch auf die Ansätze des (biografisch)-narrativen Interviews eingehen – denn so sind meine Interviews grundsätzlich davon geprägt – und anschließend den Fokus auf die kritische Reflexion dessen, was als ›gelungenes‹ Interview gilt, lenken.

2.1. Das biografisch-narrative Interview

Kriterien und Vorgehen biografischer Forschung lassen sich wissenschaftsgeschichtlich schwer als Ganzes fassen, da es keine sozialwissenschaftliche Hauptströmung gibt, viel-